



oben Kinder, die konzentriert einem klassischen Konzert der *taschenphilharmonie* in der Münchener Allerheiligenhofkirche lauschen.

Warum die Jungen in Klassik-Konzerten wegbleiben und wie wir die Jüngsten neugierig machen können

Text: Peter Stangel

GEBETSMÜHLENARTIG WIRD der drohende Untergang der klassischen Musik im Kulturleben heraufbeschworen. Zu elitär sei das Programm, überaltert das Konzertpublikum, so lauten die Cassandra-Rufe der »Untergang-des-Abendlandes«-Warner. Die Besorgnis gilt vor allem der Klassik-Abstinenz der Jugendlichen und der 18- bis 29-Jährigen. Ein Beispiel unter vielen: Am 22. Januar 2014 erschien in der Süddeutschen Zeitung unter dem Titel »Fack ju Mozart?« ein Brand-Artikel von Reinhard J. Brembeck, der sich mit dem angeblich desolaten Zustand der klassischen Musikszene im Allgemeinen und mit dem Wegbrechen der nachwachsenden Generation im Besonderen beschäftigt. Kein Wunder, dass die Jungen fortblieben, so schreibt Brembeck, angesichts langweiliger, elitärer und zu teurer Konzerte, in denen so oft das Gleiche und viel zu wenig Neues gespielt würde, in denen es nicht mehr um existenzielle Erfahrungen ginge – und überhaupt werde die Jugend zu wenig an klassische Musik herangeführt.

Die angebliche Klassik-Dämmerung

Trotz aller Androhungen einer nahenden Klassik-Apokalypse ist eines zweifelsfrei: Nie haben mehr Menschen am klassischen Konzertbetrieb teilgenommen als heute. »Klassik« wurde in den letzten fünfzig Jahren von einer mehr oder weniger elitären Veranstaltung zu einer massentauglichen Kunstform.

Auf diesem Weg hat sich der Begriff selbst verändert: Während »Klassik« früher als Synonym für die sogenannte »E-Musik« benutzt und mit guten Gründen von der »U-Musik« unterschieden wurde, ist die Grenze durchlässig geworden: Heute werden auch Filmmusik-Aufführungen oder Crossover-Auftritte zur »Klassik« gerechnet, was die Aussagekraft von statistischen Daten, wer denn überhaupt »Klassik« höre, schwierig macht.

AUF JEDEN FALL gab es noch nie ein größeres Angebot an klassischer Musik. Noch vor 40 Jahren bediente ein städtisches Orchester Oper und Konzert gleichermaßen (in den großen Städten waren es zwei), lokale Konzertveranstalter holten die bekannten Namen in die Konzertsäle; in den Metropolen gab es ein paar versprengte Originalklang-Ensembles sowie eine heftig subventionierte Neue-Musik-Szene, meist assoziiert mit dem öffentlich-rechtlichen Rundfunk.

Inzwischen hat sich eine ungeheuer reiche Musiklandschaft aus zahlreichen freien, unabhängigen Ensembles entwickelt, in der hervorragende Musikerinnen und Musiker in den unterschiedlichsten Kombinationen spannendste »Klassik« spielen, dabei allerdings auch um Aufmerksamkeit und Publikum konkurrieren. Zudem haben sich, seit klassische Musik weitgehend als Ware begriffen wird, die Marktgesetzen unterliegt, Allianzen von (teilweise international agierenden)

Veranstaltern und Großkonzernen der Musikindustrie auf der einen und den klassischen Medien Rundfunk, Fernsehen und Zeitung auf der anderen etabliert (Stichworte: Cross-Selling, Medienpartnerschaft), die mit ihrer Werbemacht die tatsächliche Vielfalt in der öffentlichen Wahrnehmung überdecken.

GENAU GENOMMEN GIBT es auch nicht mehr »das Klassik-Publikum« früherer Zeiten. In einer pluralistischen Welt können verschiedene musikalische Erfahrungen nebeneinander bestehen. So wie sich die Klassen-Gesellschaft in verschiedene Milieus ausdifferenziert hat, gibt es heute viele unterschiedliche Gruppen von Menschen, die »klassische« Konzerte besuchen: Da sind die letzten Reste des Bildungsbürgertums, die früher die ganze »Klassik« getragen haben und die die herkömmlichen Programme bevorzugen: seriöse Werke, gespielt von großen Namen. Andere haben eigentlich gar keinen Bezug zu Klassik, gehen aber gerne zu großformatigen Events mit anschließender Party. Es gibt Menschen, die sich am »easy classic« des beliebten (kommerziellen) Senders »Klassik-Radio« orientieren ebenso wie diejenigen, die vor allem wegen des Ambientes zu einem bestimmten Konzert gehen und für die sowohl Komponisten als auch Interpreten unwesentlich sind. Es gibt Spezialensembles für alte und neue Musik, Konzerte mit geistlicher Musik, und auch Oper und Konzert haben vom Publikum her weniger miteinander gemein, als man denken sollte.

Parallel zu dieser Entwicklung ist Musik heute in ihrer digitalisierten Form zu jeder Zeit und an jedem Ort der Welt verfügbar geworden. Das hat einerseits die Verbreitung von Klassik gefördert, andererseits auch Auswirkungen auf den Konzertbesuch – wie auch ein gewandelter, erweiterter Kulturbegriff, in dem der Besuch eines Konzertes durchaus nicht mehr als etwas »ganz Besonderes« gilt, sondern als gleichberechtigte Alternative zu einem Kinobesuch, einem Sushi-Essen, einem Abend mit Freunden oder einem PC-Spiel empfunden wird.

IN DIESEM GESAMTBILD ist eine allgemeine Klassik-Dämmerung derzeit also nicht zu beobachten, und Klassik ist längst keine elitäre Angelegenheit mehr. Die Künstler sind – mit Unterstützung der Politik – schon seit hundert Jahren immer wieder auf Menschen aus bildungsfernen Schichten zugegangen, haben in Fabrikhallen gespielt, in Schulen und in Turnhallen. Heute gibt es praktisch keinen Ort, wo heutzutage nicht Klassik gespielt würde. Heute wäre Bildung für jeden und jede fast zum Nulltarif zu haben – wenn er/sie sie denn wollte, oder genauer: überhaupt wollen könnte. Denn der Zugang zu und der Umgang mit Bildung ist etwas, das erlernt werden muss.

Staub aus den Fräcken pusten?

Fakt ist also: Wir haben eine ausdifferenzierte Klassikszene und vielfältige Partizipationsangebote, aber die Jugendlichen gehen nicht hin. Aber ist es wirklich das überalterte Publikum mit seinem »spießigen Dresscode« (Brembeck) und seinen verstaubten Rezeptionsritualen, das die Jugend abschreckt?

Tatsächlich ist die Kleiderordnung heute bei klassischen Konzerten so weit gelockert, dass selbst eine löchrige Jeans nicht wirklich auffällt – von elitärer Atmosphäre kann keine Rede sein, im Grunde darf jeder kommen, so wie er oder sie mag. Natürlich gibt es ein paar Gala-Veranstaltungen und die Münchner Opernpremieren, wo man nur hingehet, um gesehen zu werden. Aber mein Gott, dann lasst sie doch! Außerdem hat das auch viel mit dem *genius loci* zu tun: In Amsterdam beispielsweise, das ein erstklassiges Opernhaus beherbergt, kommt kein Mensch auf die Idee, sich so aufzumachen wie unser Premierenpublikum. Grundsätzlich gilt: So wenig wie jemand vom Abendkleid und Smoking ein schlechterer Zuhörer wird, ist schräge, auffallende oder nachlässige Kleidung gut fürs Zuhören.

UND WAS DIE Rezeptionsrituale betrifft: Wollen wir wirklich die Opernbesucher zurück, die sich ihr Schnitzel zur Oper reinschoben und ratschten, die während der Vorstellung kamen und gingen – so wie es damals der Brauch war, als die Konzertkultur noch »lebendig, vibrierend, topaktuell« (Brembeck) war? Vielleicht ist es ja ein legitimer Gedanke, dass nicht alle Entwicklungen, die das Bürgertum auf den Weg brachte, nur eng und spießig sind: Schließlich putzen wir uns heute alle die Zähne – mit ganz guten Resultaten.

Und schließlich: auch das finanzielle Argument stimmt so nicht. Die Wahrheit ist ganz einfach, dass es eine Frage der Prioritäten ist: Die gleichen jungen Menschen, die behaupten, eine Konzertkarte für 20 Euro, bei dem bis zu eine Hundertschaft höchstqualifizierter professioneller Musiker auftritt, sei zu teuer, zahlen ohne mit der Wimper zu zucken für ein angesagtes Pop/Rock-Konzert oder einen »Act« auch 80 Euro, und die 50 für einen Abend im Club gehen auch in Ordnung.

Der vielbeschworene Silbersee

All diese Erklärungsmuster sind zu kurz gegriffen und sie führen auch nicht sehr weit. Denn die Wahrheit ist: Klassische Musik war schon immer eine Sache der Älteren, in der Regel 60 plus. Ich erinnere mich, als ich in den späten 70er Jahren noch selbst Schüler war, dass in Konzerten und Opernaufführungen – von Kindervorstellungen wie Hänsel und Gretel abgesehen – die überwältigende Mehrheit der Menschen mindestens über 50 war, eher älter. In meiner Schuljahrgangsstufe waren wir 114 – und ganze drei gingen in klassische Konzerte. Wir waren die Nerds, die sich unter die Grau- und Silberhaarigen mischten – nicht anders als heute.

Dass das so ist, hängt mit den Lebenszyklen zusammen, nach denen wir uns entwickeln: Junge Erwachsene sind viel zu sehr damit beschäftigt, die Welt zu entdecken und zu erobern (gar nicht zu sprechen von den armen Wesen, die in der Hölle der Pubertät stecken). Dann, wenn die Kinder kommen, man sich ausgetobt hat, würde man ja gerne ins Konzert gehen, aber es ist soviel zu tun: Partnerschaft, Beruf, Kinder...

ERST VIEL SPÄTER, nachdem die Kids aus dem Haus sind und wenn klar ist, dass der Gipfelpunkt im Beruf erreicht (oder eben nicht erreicht) ist; wenn man merkt, dass man im Sport abbaut und die Idee, dass man noch einmal ganz von vorne anfangen könnte, sich als Illusion erweist, schlicht: wenn man um die eigene Endlichkeit nicht mehr nur abstrakt weiß, sondern sie als konkrete bemerkt, erfolgt eine neue Zuwendung zu geistigen Inhalten. Und dann hat klassische Musik einiges zu bieten!

Das Publikum ist bislang also immer wieder von selbst »nachgewachsen« – schließlich können die heutigen Silberschöpfe unmöglich dieselben sein wie vor 30 Jahren. Das Problem heute ist ein anderes: das einer möglicherweise abgerissenen Tradition. Denn Klassik entdeckt in der Regel nur der Mensch für sich, der als Kind einen Kontakt dazu hatte. Und hier klafft eine Lücke: Denn wir, die nach 1960 geborenen, sind die erste Generation, die ohne einen allgemeinverbindlichen Kanon an Kenntnissen der klassischen »humanistischen« Künste groß geworden ist. Demzufolge gibt unsere Generation auch keinen solchen Kanon an die nächste Generation weiter.

Muss es wirklich Klassik sein?

Die grundlegende Frage an dieser Stelle ist natürlich, was klassische Musik uns heute noch bedeutet und bedeuten kann und was uns das wert ist. Ich bin überzeugt davon, dass die Musik, die zwischen 1650 und 1950 in Europa entstanden ist, zum Besten gehört, was die Menschheit jemals geschaffen hat. Sowohl in ihrem Anspruch als nicht funktional oder rituell gebundene Kunstform als auch in ihren Strukturen (Polyphonie und Harmonie sind eine weltweit einmalige Entwicklung in der Menschheitsgeschichte) ist sie etwas absolut Einzigartiges, und es wäre schade, wenn wir als Gesellschaft den Zugang zu diesem Erbe verlieren würden.

WÄHREND MANCHE Musikstile nur noch von historischer Bedeutung sind, scheinen die Werke jener Epoche etwas zu transportieren, das uns Heutigen noch immer etwas zu sagen hat. Entscheidend dafür scheint die Komplexität klassischer Musik zu sein. Natürlich gibt es andere nicht-triviale Musikstile wie etwa den Jazz, aber cum grano salis kann man sagen, dass die die Welt dominierende kommerzielle Rock- oder Popmusik überwiegend aus kurzen Stücken besteht, die jeweils nach einem einzigen Muster in Melodiebildung, Tempo und Ausdruck aufgebaut sind. Klassische Musik dagegen bildet vielgestaltige Formen und Verläufe: Das musikalische Material wird verwandelt, verändert, kontrastiert, es wird umgestellt, es gibt mehrere Stimmen, die mit- und umeinander verschlungen sind, die harmonischen Abfolgen sind teilweise von großer Komplexität – diese Musik fordert dem Hörer einfach mehr ab. Dadurch löst sie auch eine breitere, differenziertere Skala von Gefühlen aus, die wir mit Worten nur unzureichend beschreiben können. Victor Hugo schrieb, Musik drücke das aus, was nicht gesagt werden kann und worüber zu schweigen unmöglich sei.

Warum gerade die Musik, die zwischen 1650 und 1950 geschrieben wurde, eine solche Bedeutung und Beliebtheit erlangen konnte, darüber können wir nur spekulieren. Es scheint so, dass sie eine so vollendete Balance zwischen unmittelbarer Fasslichkeit und Komplexität, zwischen Eingängigkeit und der Ansprache auch tieferer Seelenschichten erreicht, wie es weder vorher noch danach jemals wieder gelungen ist.

KLASSISCHE KONZERTE sind deshalb im Grunde eine Art lebendiges Museum, in dem die »Bilder«, die vor Jahrhunderten gemalt wurden, immer wieder neu gehängt – sprich: aufgeführt – werden müssen, damit sie vom Publikum gesehen werden können. Dabei finden über die Jahrzehnte und Jahrhunderte immer wieder neue Werke Aufnahme in den »Bestand«. Daran ist nichts Schlimmes – ein Museum kann etwas Großartiges sein! Wir hören Beethovens Sinfonien schließlich aus demselben Grund an, aus dem wir zur Sixtischen Kapelle pilgern: Weil diese Werke etwas sagen, was offenbar auch heute noch gültig ist, weil sie uns auch heute noch etwas geben.

Es kommt halt darauf an, wie die »Bilder« im Museum präsentiert werden. Und hier stimme ich Brembeck und Kollegen aus ganzem Herzen zu, dass Klassisches allzu oft weichgespült wird. Dass von den Musikern »Dienst nach Vorschrift« gemacht wird, dass allzu oft Mut und die Fantasie fehlen, um aus Konzerten und Operaufführungen wirkliche Erlebnisse und nicht nur aufgeplusterte Events zu machen. Nur ist das eine Frage der Ausführung, nicht der Grundsätzlichkeit.

Das Hinhören lernen

Kunstgenuss ist eine wesentliche Dimension des Menschseins. Ästhetik und ihre Wahrnehmung ist das dem Menschen Eigentümliche, es ist ein Wert an und für sich, er gibt der Seele (wie unscharf dieser Begriff auch immer sein mag) Nahrung. Deshalb zielen auch alle Begründungen, die Kunstgenuss auf »Nützlichkeit«, etwa eine Steigerung der Lernfähigkeit oder eine Verbesserung der Gesundheit, reduzieren, zu kurz: Hier wird unzulässig versucht, etwas zu funktionalisieren, was den Kern des Menschseins ausmacht.

Unter den Künsten hatte die Musik seit jeher eine Sonderstellung. Sie berührt uns auf eine geheimnisvolle Art und Weise so tief wie kaum eine andere Kunstform. Um Musik um ihrer selbst willen, ohne Tanz, ohne Ritus, ohne Unterhaltung zuzuhören, hat sich eine Kulturtechnik entwickelt, die ebenfalls einzigartig in der Geschichte der Menschheit ist: Das konzentrierte Zuhören. Untersuchungen zeigen, dass dabei im Gehirn ähnliche Prozesse ablaufen wie bei der Meditation.

DIESE ART DES Zuhörens ist in einer Welt, in der es nicht möglich ist, Aufzug zu fahren, ohne mit Musik berieselt zu werden, nicht mehr selbstverständlich. Heute müssen wir eigentlich permanent weghören. Und genau so ist die meiste Musik der Gegenwart ja auch gedacht: als Stimmungsmacher, für den Hintergrund, als »musikalische Tapete«, wie es Eric

Satie schon vor 100 Jahren vorgedacht hatte. Dem aber widersetzt sich die »Klassik«: Klassische Musik ist Hinhörmusik. Ihren ganzen Reichtum und Zauber entfaltet sie erst bei weit geöffneten Ohren und einer konzentrierten Hinhörwendung – sie bedarf der Achtsamkeit.

Kann das jüngere Menschen heute überhaupt noch ansprechen?

Kinder: das Publikum der Zukunft

Sicher ist jedenfalls, dass Menschen, die dieses Zuhören als Kinder nicht gelernt haben, die keinerlei Kontakt zu klassischer Musik hatten, es schwer haben, den Weg dorthin als Erwachsene zu finden. Denn Kinder und ihre reifenden Gehirne werden geprägt in bestimmten Lebensaltern. So wie wir, einmal auf das westliche Tonsystem geeicht, nur schwer etwa in die mikrotonale Welt indischer Ragas eintauchen können, so werden Kinder, die keine Erfahrung mit »klassischer« Musik gemacht haben, als Erwachsene kaum noch einen Zugang dazu finden. Das liegt daran, dass bestimmte Arten der Informationsverarbeitung, die zum Verständnis komplexerer Musik notwendig sind, nicht angelegt werden.

DESHALB IST ES wichtig, dass Kinder diese Erfahrung im entsprechenden window of opportunity machen können. Dann können sie später, nach der Zeit der Pubertät und Adoleszenz, als Erwachsene zu diesen Erfahrungen zurückkehren, an sie anknüpfen. Das ist auch die Aussage vieler Erwachsener, die sich an die frühen Begegnungen mit Klassik erinnern und nun dort weitermachen, wo sie als Kinder aufgehört haben. Mehr noch: Viele Menschen bedauern es im Erwachsenenalter ausdrücklich, dass ihre Eltern nicht darauf gedrungen haben, am Klavier-, Flöten-, Geigen-Spiel »dranzubleiben«.

Sollten die Kinder durch das Erlebnis von Musik den Wunsch bekommen, aktiv zu musizieren, ergießt sich geradezu ein Füllhorn weiterer Fertigkeiten über sie: Sie üben Motorik, Vorstellungskraft, Durchhaltevermögen (Üben macht nicht immer Spaß!), Genauigkeit und soziale Interaktion.



oben Die *taschenphilharmonie* unter Leitung des Dirigenten Peter Stangel in der Allerheiligenhofkirche in München.

Und noch mehr: Vorausgesetzt, dass wir Differenzierungsfähigkeit und Empathie als erstrebenswert ansehen, dann tut man mit dem Erwerb von klassischer Musik genau das.

Stellvertretend für viele Forschungen steht folgendes Statement des Neurologen Prof. Eckart Altenmüller von der Medizinische Hochschule Hannover: »Nach unseren eigenen Untersuchungen unterstützt Musik hören und Musik machen bei Kindern die Gehirnvernetzung und die Ausbildung der Hör- und Bewegungszentren in der Großhirnrinde. Kinder mit Zugang zur Musik haben ein besseres Sprachgedächtnis und größere Konzentrationsfähigkeit und sie sind feinmotorisch geschickter. Neue Erkenntnisse zeigen sogar, dass musizierende Kinder schon in den Kitas hilfsbereiter und kooperativer sind und die Gefühle anderer Menschen feiner wahrnehmen!«

DASS DAS KLASSISCHE Erbe ein wertvolles ist, das weiterzureichen sich lohnt, scheint in den letzten Jahren allgemein erkannt worden zu sein. Seit der ersten PISA Studie hat sich unglaublich viel getan im Bereich »Klassik für Kinder«. Als die *taschenphilharmonie* 2005 ihre ersten Konzerte für Kinder veranstaltete, waren wir mit einigen wenigen Kollegen allein auf weiter Flur. Heute ist das Angebot unüberschaubar, jedes Orchester, das auf sich hält, hat heute ein Kinder-, ein Junior-Programm, eine »junge Bühne«, eine Kinderdramaturgie. Fraglich ist allerdings, ob das, was da – mit teilweise immensem finanziellen Aufwand – auf die Beine gestellt wird, wirklich das ist, was gut für die Kinder ist.

Hört auf mit der >low-level-Musikalisierung<

Denn allzu häufig ist das, was leider gerade häufig von den subventionierten Institutionen produziert wird, wenig mehr als »Karneval der Tiere« oder »Peter & der Wolf«, allenfalls wird ein Stück gespielt, das eh gerade im Repertoire ist und kurzerhand zum Kinderkonzert erklärt wird – ob sich die Musik nun für Kinder eignet oder nicht. Mit ein paar Clowns auf der Bühne und/oder einem aus Film und Fernsehen bekannten Sprecher macht man das schon kinderunterhaltungs-gerecht.

Denn auf Unterhaltung läuft fast alle kulturelle Arbeit für Kinder hinaus – so will es die vorherrschende Ideologie, auf die sich die Szene der PädagogInnen, die jedes Bildungsprojekt mit Konzeptionen und Evaluationen begleiten, verständigt hat. Alles muss lustig sein, ständig muss irgendetwas in Bewegung sein und die Kinder »interaktiv« einbinden – dass es ganz angebracht sein kann, einfach einmal zuzuhören, ist ein reaktionäres Vorurteil von gestern. Da erhielt ernsthaft einen zum Thema »Kinder und Musik« ausgelobten Preis für ein Projekt, bei dem drei Erwachsene (!) auf einem Tisch mehrere Teller und Tassen (!) hin und her schoben (!).

DIESE TENDENZ, Kinder und ihren geistigen Anspruch zu unterschätzen, hängt möglicherweise mit der seit einigen Jahren zu beobachtenden Verkindlichung unserer Gesellschaft zusammen: Auch im Erwachsenen-Leben soll nämlich alles möglichst einfach sein und vor allem auch sofort, ohne jeden Bedürfnisaufschub, zu haben. Alles muss Spaß machen, Anstrengungen und Frustrationstoleranz, Hartnäckigkeit und Durchhaltevermögen, um ein hochgestecktes Ziel zu erreichen, erscheinen als gestrig. Die digitalen Medien mit ihrem instant-response befördern dieses Verhalten, ebenso wie die Defragmentierung von Aufmerksamkeit: Sich eine Stunde lang auf eine gegebenen Sache zu konzentrieren (so lange dauert eine Bruckner-Sinfonie), ist für viele Unter-40-Jährige eine ungewohnte Anstrengung geworden.

rechts Die Vermittlung großer Musik weckt in kleinen Zuhörern im bestem Fall den Wunsch: Das möchte ich auch können, z. B. das Horn blasen.

unten Peter Stangel, Dirigent der *taschenphilharmonie*.



Wenn aber Erwachsene sich nicht mehr wie Erwachsene benehmen wollen, hat das zur Folge, dass der erwachsene Mensch dem Kind kein Vorbild mehr ist, kein Modell, an dem das Kind sich orientieren, an dem es lernen kann. Denn ein Kind will lernen, es hat eine wichtige Aufgabe, der es sich 24 Stunden am Tag widmet: erwachsen werden.

Unter Hirnforschern macht hinter vorgehaltener Hand bereits das Wort von der »low-level-Musikalisierung« die Runde. Kinder dürfen aber nicht durch Unterforderung verdimmt werden. Wir wollen sie zur Klassik bringen? Dann sollten wir ihnen auch Klassik zumuten! Die Idee ist, die Kinder zu faszinieren und zu begeistern. Durch das Erlebnis wirklich »großer«, bedeutender Musik (wie sie in »Mitmachkonzerten« aus vielerlei Gründen nicht gespielt werden kann) erwächst dann im besten Fall der Wunsch: Das möchte ich auch können. Und diese Motivation ist es, die Kinder dazu bringt, selbst z. B. ein Instrument lernen zu wollen, »so tolle Musik« selber spielen zu können. Auf eine Pauke draufzuhauen, ist zweifellos sehr unterhaltsam, aber das ist Kindergeburtstag und hat mit einer Hinführung zur Musik nichts zu tun.



Große Musik für kleine Hörer

Stattdessen gilt es, den Kindern »the real thing« zu vermitteln: echte, »erwachsene« Musik, anspruchsvoll und auf höchstem professionellen Niveau musiziert – nur eben in einer Form, die ihre jungen Gehirne aufnehmen können.

Das bedeutet, Musikstücke in einer Komplexität und Länge, auf die die Kinder sich einlassen können. Dazu eine Geschichte, die einen Bogen spannt und es den Kleinen ermöglicht, 45 Minuten dranzubleiben – und zwar kein »Kessel Buntes«, sondern immer nur eine Geschichte und ein Musikstück. Die Geschichte selbst ist in einer Sprache verfasst, die Kindern zwar gut zugänglich ist, sie aber gleichzeitig auch herausfordert, ihnen Kenntnisse und Einblicke in frühere Zeiten und Lebenswelten verschafft. Diese Konzerte werden mit derselben Ernsthaftigkeit und Akkuratess vorbereitet wie jedes Erwachsenen-Konzert. Und es gibt nicht nur die immer gleichen zwei oder drei Stücke, sondern ein Repertoire, das inzwischen 20 verschiedene Programme mit Musik von Mozart bis Debussy, von Beethoven bis Mussorgsky umfasst. So machen wir es bei der *taschenphilharmonie*.

Zuhören funktioniert

Und es funktioniert! Wir ernten immer ungläubige Blicke, wenn wir erzählen, dass in den Konzerten der *taschenphilharmonie* regelmäßig 500 Kinder von 4 bis 7 eine Dreiviertelstunde mucksmäuschen still sitzen und mit großen Augen zuhören, ohne dass wir sie irgendwie »beschäftigten«, sie weder mit Clowns oder Projektionen, auch nicht mit »Interaktivität« und »Mitmachen« bespaßen.

Die Antwort auf die oft gestellte Frage, warum es funktioniert, ist einfach: Wir nehmen die Kinder ernst. Wir bieten ihnen nicht Kindliches, sondern Kindgerechtes. Wir machen keine Kinder-Musik, sondern erwachsene Musik für Kinder. Und sie machen die Erfahrung, dass Stillsitzen und Zuhören spannend sein kann, dass tolle Dinge im Kopf passieren, ohne dass man in die Hände klatschen oder rhythmisch hüpfen muss.

LEICHT IST ES nicht, denn diese Arbeit »rechnet« sich nicht. Wir veranstalten Konzerte zu Preisen, die nicht kostendeckend sind, weil uns sonst nur jene Kindergärten besuchen würden, die ohnehin schon kulturell bessergestellt sind. Wir haben in unseren Konzerten des Öfteren große Klassenverbände, von denen die Lehrer uns sagen, es sei für die allermeisten das erste Klassik-Konzert ihres Lebens gewesen.

© Julia Parker

Das bedeutet, dass wir auf Unterstützung angewiesen sind. Wären nicht verschiedene Stiftungen (Castringius, Stadtparkasse München), die unsere Arbeit seit Jahren fördern, wir könnten sie nicht tun.

Nicht jeder muss Klassik mögen, aber jeder sollte die Chance dazu bekommen.

Wir wissen nicht im Vorhinein, welche Saat aufgehen, wo sie auf fruchtbaren Boden fallen wird, und welche nicht. Genau deshalb halte ich den Ansatz, möglichst vielen, im idealen Fall ALLEN Kindern eine Chance zu geben, klassische Musik kennenzulernen, für den einzig richtigen. Denn ich kenne beide Fälle: Elternhäuser, in denen musiziert und gelesen wurde, und die Kinder interessieren sich nur für Computer und Snowboarden – aber auch den Jungen, in dessen Elternhaus das einzige kulturelle Druckerzeugnis das Telefonbuch war, und der heute Professor für Germanistik an einer angesehenen US-amerikanischen Hochschule ist. Er hatte das Glück, in den 70er Jahren von der Welle engagierter Bildungspolitik erfasst zu werden und als erstes Kind in dieser Familie ein Abitur machen zu können.

KLASSIK FÜR ALLE? Die gibt es längst! Klassik ist nicht mehr die elitäre Veranstaltung früherer Zeiten. Dass Klassik heute jedem, wirklich jedem prinzipiell zugänglich ist, das ist eine großartige Errungenschaft des 20. Jahrhunderts. Aber: wir müssen sie auch allen bekannt geben. Deshalb hat die *taschenphilharmonie* ihre Kinderkonzerte unter das Motto gestellt: »Nicht jeder muss Klassik mögen, aber jeder sollte die Chance dazu bekommen.« Denn ich glaube daran, dass klassische Musik eine Bereicherung für jeden Menschen darstellen kann, und dass die Kenntnis der eigenen Kultur für das Selbstverständnis des späteren Erwachsenen und für seine Verortung innerhalb einer Gesellschaft wichtig ist. Und wenn es uns gelänge, dieses Wissen auch an jene weiterzugeben, die neu hierherkommen (Stichwort Migration), wäre dies – neben allem anderen – auch ein effektiver Beitrag zur Integration.

Für mich selbst gehören die Kenntnis und der Genuss klassischer Musik zu einem sinnvollen Dasein, denn ich bin als Mensch ein sinnsuchendes Tier. Begründen lässt sich dieses Bedürfnis nach Kunst wissenschaftlich nicht, es ist etwas, was meine Seele einfach braucht – ein wenig geheimnisvoll. Und auch, was große, was bedeutende Kunst ausmacht, bleibt am Ende ein Geheimnis: »Wenn ihrs nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen«. Das schrieb weiland fack ju Goethe.

Peter Stangel ist künstlerischer Leiter der *taschenphilharmonie*, die seit ihrer Gründung 2005 neben den regulären Konzerten für Erwachsene von Anfang an das Ziel hatte, Kindern einen hochwertigen Zugang zu klassischer Musik zu ermöglichen. Nach den Erfahrungen, die das Ensemble mit zigtausenden von Kindern zwischen 4 und 12 Jahren gemacht hat, hat Peter Stangel das bundesweite Projekt KLIÖK (»Klassik in die Kitas«) ins Leben gerufen, dessen Ziel es ist, möglichst allen Kindern ab 4 Jahren, unabhängig von ihrem sozialen und ökonomischen Status sowie familiären Hintergrund, einen ersten Kontakt mit klassischer Musik ermöglichen.

Die Materialien dazu sind bereits in vielen Kindergärten im Einsatz, Lehrer benutzen sie für den Musikunterricht in der Grundschule: Das Buch »Oboe & Co, oder: was macht das Horn im Wald?« (Horncastle Verlag), das die wichtigsten klassischen Instrumente in Wort, Ton und Bild beschreibt und vorführt; ein Poster, eine CD, ein Orchester zum Ausschneiden, Instrumentenvorstellungen in Form kleiner Dialoge (»οιοιοι Dialogoi«) und Fortbildungen für die ErzieherInnen. Peter Stangel hat auch die preisgekrönte CD-Edition »Große Musik für kleine Hörer« mit über fast 300.000 verkauften CDs eingespielt.